

Im Schein der Dunkelheit

Sie lagen ganz nah aneinander im Bett, und Konrad konnte die warmen Schenkel seiner Frau Gerda spüren. Das warme ihrer glatten Haut brach sich an dem gekräuselten Haar seiner Beine, die sanft an seine Haut zurückgedrückt wurden. Wenn man es genau nahm, waren Haare ein Hindernis zwischen den Menschen. Aber sie waren auch etwas, damit nicht alles zu glatt ablief. Das würde auf die Dauer ohnehin langweilig werden, dachte er.

Das Licht der Straßenlaternen fiel durch die Schlitze der Jalousien auf die Bettdecken, die wie das Fell eines Zebras auf ihnen lag. Dieses Licht konnte Konrad nicht fühlen. Es war offensichtlich einfach da. Vielleicht spürt man es nicht, weil es keine Rolle spielt, überlegte er. Vielleicht spürt man nur, was nötig ist, und die unnützen Dinge bleiben auf der Oberfläche des Sichtbaren? Wenn er sich noch lange den Wälzer von Merleau-Ponty über das „Sichtbare und das Unsichtbare“ reinzog, konnte er sich bald vergessen. So interessant der Philosophenkram auch war, irgendwie machte er auch etwas kaputt. Spekuliert über das Sehen und das Fühlen, während er mit seiner Frau im Bett liegt. Wenn das so weitergeht, bin ich bald ganz von Sinnen, dachte er. Ich meine, dann bin ich Sinn, Sinne, und Sinnlichkeit los. Jetzt fängt das schon wieder an. Es reicht.

Konrad wurde heiß. Er spürte, wie die Hitze zwischen seiner und Gerdas Haut heraufkroch. Seine Gliedmaßen spannten sich an und wurden hart. Manchmal hatte er das Gefühl, durchzudrehen. Er sah die Welt wie mit Scheuklappen, und sein Film wurde rissig. Einmal die Augen zumachen und meine Ruhe haben, dachte er. Der sichtbaren Welt überdrüssig sein, so drückte er das aus, weil er einen Fimmel für pseudowissenschaftliche Formulierungen hatte, besonders wenn sie ihn selbst betrafen. Sich so als Forschungsobjekt betrachten, daß war sein Spezialgebiet. Nur manchmal fügte sich das Objekt mit dem Subjekt nicht mehr richtig zusammen, und ein Riß blieb offen. Eine Nahtstelle, an der die Sinnlosigkeit hereinströmte, die entsteht, wenn man den Anschluß an die Welt verlor. Für ihn war das Sehen selbst oft schon der Grund dafür. *Der Blick auf das Vorhandene verstellt die Aussicht. Das eigentliche Sehen ist Vision.* Satzfragmente rasten ihm durch das Hirn. Dabei lag er

im Bett, eng an seine Frau Gerda geschmiegt, seine Frau, die er liebte, die er begehrte, und das war weder eine Vision noch sonst was, und es war für ihn ebenso offenkundig, wie es für einen Blinden gewesen wäre? War es das, ebenso offenkundig. Oder mehr? Oder weniger? Jedenfalls bahnte sich da etwas an, seine Aussichten waren nicht schlecht, das auch sie wollte, was er wollte. Wenn er nur nicht abgelenkt würde von seinen verrückten Gedankenspielen.

Jetzt erst bemerkte Konrad, daß Gerdas Atem ruhig und gleichmäßig ging. Er riß die Augen auf, um sich zu vergewissern, ob Gerda schon schlief. Er schielte von nächster Nähe auf ihr Gesicht, über das die Lichtstreifen der Straßenlaterne liefen. Sie hatte die Augen geschlossen. Er wollte feststellen, ob sie wach war oder schlief, aber so weit er seine Augen auch aufspannte, sehen konnte er das nicht. Zumindest nicht mit Sicherheit. Um festzustellen, ob sie schläft, mußst du anders vorgehen, dachte er. Du mußt es bemerken, vielleicht an ihrem Atem hören, an der Spannung ihrer Glieder fühlen, du mußt es spüren, oder sonst was. Aber mit dem Blick, da wirst du dir nie sicher sein, außer sie macht ihre Augen auf. In diesem Moment hob Gerda ihre Augendeckel, langsam und sanft, und blickte Konrad in das erschreckte Gesicht. - Deine Augen sind zwei große Spiegel, murmelte sie. Aber jetzt möchte ich mich gar nicht darin begegnen, weil jetzt möchte ich bei mir sein, und vielleicht bei dir.

In der Tat, Konrad ging ein Licht auf. Reflexion ist als Selbstverhältnis ursprünglich am Modell des Spiegels orientiert. Der Spiegel zeigt mir mich selbst, ohne das damit ein anderer Sinn eine Rolle spielt als das Sehen. Spiegelung ist reines Sehen. Als Sehender vergewissere ich mich meiner Existenz in der Reflexion des Spiegels. Deshalb ist der Spiegel, gerade weil er nur ein Schein ist, die Bestätigung des Seins. Und Vampire und andere Wiedergänger und Zwischenwesen sind im Spiegel unsichtbar. Das ist es. Was heißt, das ist es. Was ist was, dachte er. Wie verhält sich dann jemand zu sich selbst, der blind ist? Der Spiegel beweist einem ja, daß man eine Einheit ist, die losgelöst von der Welt besteht. Der Spiegel trennt uns von der Welt, und die Reflexion auch. Wenn ich die Scheißreflexion einmal sein lassen könnte, würde ich nicht erstarrt und allein hier neben meiner Frau liegen, sondern an vielen Punkten auf verschiedenste Weisen an die Welt angeschlossen sein. Meine Ränder wären an die Ränder der Welt angeschmiegt wie mein Bein an das ihre, und nicht durch eine Riß davon getrennt. Der Spiegel ist wie die Haare auf meinen Beinen, dachte er. Er ist ein Hindernis, eine Abtrennung.

- Die Blinden sind nicht blind. Sie hören, schmecken, tasten, fühlen. Blind können nur wir Sehenden sein.

Warum sagte Gerda das jetzt. Kannte sie ihren Mann so gut? Und war es metaphorisch gemeint, oder tatsächlich?

- Hast du den blinden Mann heute gesehen, fragte sie.

- Ach ja, in der Fußgängerzone, jetzt fiel es Konrad wieder ein. Natürlich, deshalb dröhnte ihm schon fast der Kopf. Der Blinde war geradewegs auf einen dieser häßliche Blumentröge aus Waschbeton zugesteuert, und sie beide waren in einiger Entfernung wie angewurzelt stehengeblieben und hatten auf den Mann gestarrt. Hätten sie ihn anrufen sollen? Der Mann war aber im letzten Moment ausgewichen, als ob er den Blumentrog gespürt hätte. Wie ging so etwas zu? Sie hatten sie nicht weiter unterhalten, aber irgendwie schien es Gerda ebenfalls zu beschäftigen.

- Warum sehen Blinde mehr? Blinde sehen auch das Unsichtbare. So einfach ist das. Gerda überraschte ihn immer wieder. Während er sich mühsam mit Gedanken herumschlug, die meistens fruchtlos auf halber Strecke lahmten, wie wenn man einen Apfelbaum einsetzt, der zwar wächst und gedeiht, aber keinen Apfel hervorbringt, den man pflücken kann, fielen ihr die genialen Schlüsse einfach so in den Schoß. Und dafür bewunderte Konrad sie. Warum einfach, wenn es kompliziert auch geht, hatte schon seine Mutter zu ihm gesagt. Warum arbeitete er sich eigentlich unentwegt in ein Labyrinth von Gedanken hinein? War es nicht leichter, einfach so in der Welt zu sein - und zu bleiben.

- Aus einem wirklichen Labyrinth findet nur ein Blinder wieder heraus, flüsterte Gerda und ließ ihre Augendeckel wieder sinken. Denk an J.L. Borges, und denk an den blinden Mönch, der in Eco's *Der Name der Rose* das Buch über die Komödie Blatt für Blatt in sich hineinstopft und in verschlungenen Bibliothek ein- und ausgeht.

- Borges ist das Vorbild für die Figur des blinden Mönches, wollte Konrad erwidern, weil er das irgendwo gelesen hatte damals. Aber er tat es nicht, weil er irgendwie spürte, daß das nicht wirklich dazupafte. Also dazupafte schon, aber es war sinnlos.

- Der Seher ist meistens blind, sagte sie noch und räkelte sich genüßlich im Bett zu recht. Ist dir das noch nicht aufgefallen?

De vergaß Konrad alles, was er in den letzten zehn Minuten gedacht hatte, schloß seine Augen und gab Gerda einen langen Kuß. Ihre Lippen waren weich, aber weich und fest.

Weil das Küssen und Liebe nur mit geschlossenen Augen geht, wollte er seine Augen nicht mehr aufmachen. Er schloß also seine Augen und beschloß, sie nicht mehr zu öffnen. Er schob eine Hand unter Gerdas Nachthemd und legte sie auf ihre Hüften. Er nahm sich vor, alle Aufmerksamkeit in seine Fingerspitzen zu legen. Sanft strich er ihr über den Rücken und versuchte, versuchte, na was: er versuchte, sie zu lesen. So habe ich sie bisher noch nie gesehen, äh gespürt, meine ich, dachte er. Er stand an der Schwelle zu einer neuen Welt, und diese Welt rief ihn. Diese Welt bot eine Lebensmöglichkeit an. Konnte man diese Welt als ein Geschenk betrachten? Er spürte seine Frau, und bald mußte er nicht mehr darauf achten, die Augen geschlossen zu halten. Seine Lider lagen ruhig und gelassen aufeinander.

Das erste Mal in Versuchung, die Augen zu öffnen, kam er, als er sich eine Zigarette anzünden wollte. Aber Gerda fand seinen Entschluß unterhaltsam. Also zündete sie eine Zigarette an und steckte sie ihm in den Mund. Daß er seine Asche über das Bett und den Nachttisch verstreute, weil seine Hand sich von Mal zu Mal einfach nicht an den Ort des Aschenbecher erinnern wollte, fand sie lustig.

- So soll es dereinst auch mit meiner Asche geschehen, sprach er mit feierlichen Worten.

Natürlich, beim Inhaliieren des Rauches hatte er früher schon oft seine Augen geschlossen, weil innere Tiefe für ihn mit Dunkelheit zusammenhing. Je mehr er an der Zigarette sog, umso tiefer drang das weiche Warme, der mollige Nikotinbausch in seine Brust und hinunter bis an den Beckenboden.

Um Gerda nicht weitere Umstände zu machen verkniff er sich, vor dem Einschlafen noch einmal aufs Klo zu gehen. Kurz fiel ihm noch ein, wie ihn seine Mutter als Kind gehänselt hatte, wenn er schon auf dem allabendlichen Weg zum Kinderzimmer war.

- Vergiß nicht, rief sie ihm nach, und er drehte sich flott, in Erwartung eines Hinweises oder einer Ermahnung, jedenfalls mit der offenen Neugierde des Kindes, vergiß nicht, beim Schlafen die Augen zu schließen, setzte sie nach der Pause fort. Seine Mutter hatte ein Faible für solche Witze.

Wenn du die Augen schließt, ist es zuerst immer schwarz, dachte er. Wenn du aber schläfst und träumst, dann ist es gar nicht mehr schwarz. Sehen Blinde schwarz oder sehen sie gar nichts? Was wäre das, gar nichts zu sehen? Wie sähe dieses gar nichts aus. Ist es dunkel, oder ist es einfach nicht? Nicht, ein eigenartiges Wort. Das nichts läßt sich nicht sehen, dachte er. Was ist es dann aber, wenn wir es nicht sehen

können? Sehen können wir etwas Abwesendes, natürlich. Wenn ich abends vom Büro nachhause komme, und Gerda ist nicht da. Das sehe ich. Das sehe ich sofort. Schon wenn ich das Auto vor dem Haus parke. Ich sehe es daran, daß das Licht im Wohnzimmer nicht eingeschalten ist. Da bleibt noch die Möglichkeit, daß sie schon im Bett ist. Obwohl die Chancen dafür sehr gering sind, weil Gerda ohne mich nicht schlafen kann. Eigentlich. Ich sehe also sofort, daß sie nicht da ist, wenn ich auch nicht immer einsehe, warum sie es nicht ist. Gerda macht manchmal Dinge, die ich nicht einsehe, und die ich auch nicht einsehen will. Ich finde das nicht gerade rücksichtsvoll von ihr, dachte Konrad. Aber was soll's. Schlußendlich bleibt mir ohnehin nur die Nachsicht. Rücksicht, Nachsicht, Vorsicht, irgendwie hatten diese Dinge alle mit dem Sehen zu tun. Komischerweise.

Dann schlief er. Mit geschlossenen Augen, wie sonst. Er träumte von einem Urlaub mit Gerda an einem weißen Sandstrand. Gerda lag braungebrannt in einem bunten Liegestuhl. Das Meer war blau. Die Sonne wärmte seine Haut und alles war wunderbar. Er trug eine Badehose, die war Gelb mit drei schwarzen Punkten. Als die Sonne tiefer sank, verfärbte sie den Himmel in allen Farben. Rot, Gelb, Orange, ein dünner Streifen grün, und lila. Seine Badehose war ihm unangenehm, er wollte sie unbedingt ausziehen. Aber nackt am Strand zu liegen, daß traute er sich auch wieder nicht.

Als Konrad am Morgen aufwachte, erinnerte er sich sofort an sein Gelübde und preßte die Augen fest aufeinander. Helle Punkte schossen durch das Schwarz. Er wollte den Kuß der Nacht mit Dankbarkeit erinnern.

- Aufwachen, Konrad, sieh nur, wie schön die Sonne scheint. Gerda stieß ihn an der Schulter.

- Ich bin schon wach.

- Aber deine Augen sind noch zu.

- Ich spüre, wie die Sonne scheint, und das ist schön. Sie wärmt die Luft, aber nur in gewissen Schichten. Andere wiederum sind noch kühl und streifen meine Haut.

- Du spinnst.

Gerda stieg aus dem Bett und ging in die Küche. Sie hörte Konrad mit dem Knie den Türstock rammen und fluchen. Unsicher wankte er in die Küche, die Hände steif und unsicher tappend von sich gestreckt. Er tastete nach dem Stuhl, zog ihn heraus und setzte sich langsam hin.

- Halte in dieser schweren Stunde zu mir, bat er seine Frau. Er war selbst, so mit geschlossenen Augen, zu nichts mehr in der Lage. Gerda schmierte ihm die Butter auf die Semmel und schenkte ihm den Kaffee ein. Danach geleitete sie ihn auf den Balkon, wo er sich stumm auf den Boden setzte.

- Bringe ein Tuch und verbinde mir die Augen, bat er. Sie wollen einfach nicht mehr zubleiben, und dann müßte ich mein Gelübde brechen.

Gerda holte ein weiches Seidentuch, legte es ihm über die Augen und band die beiden Enden am Hinterkopf zusammen. Am Stoff hafteten noch die Reste ihres Parfüms. So kauerte er auf dem Balkon und schwieg. Nach zwei oder drei Stunden wurde er von Panik ergriffen. Er wußte nicht mehr, wie Gerda aussah. Er hatte das Gesicht seiner Frau vergessen. Und das nach so kurzer Zeit. Nach nicht einmal einem halben Tag. Es war unglaublich. Er sprang auf und wollte zu ihr hinlaufen. Dabei stolperte er und fiel der Länge nach hin. *Kein Sehender wird diese Welt je betreten.* Was war das bloß wieder für ein Satz. Stammte der aus einem Märchen oder was?

- Laß mich dein Gesicht berühren, flehte er. Ich brauche ein vis-a-vis, ansonsten bin ich so allein.

Gerda hockte sich neben ihn hin. Er befühlte ihr Gesicht, strich ihr das Haar aus der Stirn, fuhr die Linie der Augenbrauen nach, nestelte an ihren Ohren herum, betastete ihre Lippen. Dann wurde er forscher, berührte das Körnchen in ihren Augenwinkeln, schob ihre Lippen auseinander und steckte seine Fingerspitzen in ihre Nasenlöcher. Er mußte lachen.

- Eine andere und doch eine ganz andere Frau, es ist unglaublich.

- Du mußt mir nichts beweisen, sagte Gerda, öffnete den Knoten des Tuches und nahm es ihm ab. Dann küßte sie ihn, und es machte ihr auch nichts, daß er die Augen weit aufgerissen hatte und sie anstarrte.

- Und? Resumee?, fragte sie lachend.

- Was soll man sagen als Sehender über die Blindheit, antwortete Konrad, als daß es ein Wunder ist, wie man ohne Augen durch die Welt kommt - und daß wir, vor lauter Augen aufreißen, fast versäumen, wie sich die Welt anfühlt, wie sie klingt wie sie riecht, wie sie schmeckt.

Irgendwie war das auch ein Schluß, zu dem er gekommen war, fand Konrad.

- Kannst du dich an den Dialog erinnern im Film *Die Stadt der Engel*, fragte er. Wo Nicolas Cage den anderen Engel fragt, ob ihn schon einmal jemand gesehen habe.

Gerda zuckte mit den Achseln.

- Ja, in einem Supermarkt, erzählt der andere. Eine blinde Frau hinter mir hat mich gebeten, ihr das Salz aus dem Regal zu geben. Cage versteht nicht und sagt: Aber sie hat dich nicht gesehen. Verstehst du nicht, erwidert der andere. Sie hat gespürt, daß ich da bin.

- Tja, sagt Gerda. Vielleicht sind Engel doch wirklicher als wir glauben.

Bernd Liepold-Mosser, Klagenfurt April 1999